

LEHREN UND LERNEN IM ZEITALTER DER REFORMATION. Methoden und Funktionen, hg. v. Gerlinde Huber-Rebenich. Tübingen: Mohr Siebeck, 2012. XI, 263 S. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation / Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation; 68)

Die Durchsetzung eines neuen Bildungsideals gehört zu den wesentlichen Zielsetzungen der Reformation. Trotz der breiten Forschung zum Bildungswesen jener Zeit bleibt es eine weiterhin berechtigte Frage, was das Spezifikum des protestantischen Erziehungsprogramms ausmacht und welche Ausprägungen es zeitigte. Beide Fragen können nicht durch jene Pauschalurteile beantwortet werden, die Reformation habe entweder bloß die humanistischen Bildungsziele modifiziert oder habe sich lediglich auf die katechetische Unterweisung des Glaubens auf der Grundlage der Bibel konzentriert.

Der Vielfalt des Bildungstransfers widmete sich die Tagung »Lehren und Lernen im Zeitalter der Reformation«, die im Herbst 2009 in der Forschungsbibliothek Gotha stattfand und deren Ergebnisse nun in einem Tagungsband veröffentlicht worden sind. Der Band umfasst elf Beiträge von Referenten aus verschiedenen Disziplinen.

In einer gegenwartsorientierten Lektüre von Luthers Schulschriften diskutiert *Ralf Koerrenz* (Pädagogik) das hermeneutische Vorverständnis hinsichtlich der Frage nach den Lehr- und Lernmethoden im Zeitalter der Reformation. Aus strukturanalytischer Sicht warnt er vor Engführungen des Verständnisses von »Schule«. Schule erhält ihr Gepräge nicht allein durch die direkten pädagogischen Steuerungsmechanismen (Lehrpläne, Lehrende), sondern auch durch die indirekten Mechanismen (Architektur der Schulgebäude, Organisations-

strukturen, Einrichtung der Räume). Insofern ist Schule nicht nur ein Ort der Kulturvermittlung, sondern selbst Ausdruck des kulturellen Standards einer jeden Epoche. Jenen systemischen Blick entdeckt Koerrenz nun auch in den Schulschriften Luthers. Er macht dies fest an Luthers Hervorhebung der Funktion von Schule als Garant von Kulturvermittlung, seiner Warnung, die Förderung der Schulen aus ökonomischer Kurzsichtigkeit zu vernachlässigen, und seinen Aufforderungen, die Schulträgerschaft in den Verantwortungsbereich des weltlichen Regiments zu verlagern, Bibliotheken einzurichten, eine Stipendienstruktur für die Ärmsten aufzubauen und eine zwangsfreie Lernatmosphäre zu schaffen.

Einen Einblick in den Mikrokosmos der klösterlichen Bildungswelt gibt *Harald Müller* (Geschichte) anhand der Briefkorrespondenz des Benediktiners Nikolaus Ellenborg (1481–1543) aus Ottobeuren. In einer Art Fernunterricht über die Klostermauern hinweg (33) empfiehlt Ellenborg den Nonnen des Zisterzienserklosters Heggbach deren Sprachkompetenz im Lateinischen zu steigern, indem er auf die Bedeutung der Epistolographie hinweist. Da es keine Lateinlehrer vor Ort gab, gibt er den Nonnen den Rat, sich autodidaktisch weiterzubilden, indem sie sich im Verfassen lateinischer Briefe üben sollen.

*Michael Rupp* (Germanistik) untersucht die der lateinischen Sprache gewidmeten Unterrichtswerke des Frühhumanisten Paulus Nivis (ca. 1460–1514). Vonseiten der Forschung wurde dieser mit dem Verdikt belegt, sein eigenes Sprachvermögen erreiche bei weitem nicht das Niveau eines Cicero oder Quintilian. Nivis repräsentiere durch ein solches Auseinanderklaffen von Anspruch und Realität die erste Generation von Verfassern humanistischer Schülergesprächsbücher. Rupp gelingt es, diese For-

schungsmeinung über Niavis zu revidieren, indem er aufzeigt, dass er in seinen szenischen Dialogen bewusst verschiedene Sprachniveaus einsetzt. Damit richtet er seine Schulbücher nach den alltagspraktischen Anforderungen der Lernenden aus, in denen sie sich im Umgang mit der lateinischen Sprache zu bewähren haben – von der Unterhaltung in der Mensa bis hin zum Verfolgen geschliffener Reden eines Rektors an der Universität. Ziel ist eine flexibel gemachte *eloquentia* zu erlangen, die es ermöglicht, sich je nach Situation fehlerfrei und gewandt ausdrücken zu können.

Die für den Lateinunterricht wirkungsmächtige Textsammlung der frühen Neuzeit – die *Opuscula aliquot* von Erasmus (1514) – untersucht Michael Baldzuhn (Germanistik). In seiner kenntnisreichen Untersuchung hebt er hervor, dass sich das Werk noch zwischen kollektiver Nutzung im Rahmen des Unterrichts und individueller Nutzung in Form eines Thesaurus kritisch redigierter Texte bewegt (74). Durch das Aufkommen der Drucklegung von Lehrbüchern verändert sich die Lernweise, da die Erstellung eigener Abschriften durch Diktat des Lehrers als erste Form der Aneignung entfällt und sich nun im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit Textreproduktion und eigentlicher Unterricht ausdifferenzieren (77).

Walther Ludwig (Klassische Philologie) analysiert die didaktischen Methoden des naturphilosophischen Einführungswerk *Initia doctrinae physicae* (1549) von Melanchthon. Die Konzentration auf das Wesentliche in einer sprachlichen Klarheit gepaart mit rückschauenden Zusammenfassungen und illustrativen Erläuterungen komplexer Zusammenhänge machen die Besonderheit der Lehrweise Melanchthons aus, die Ludwig hervorhebt, allerdings ohne den Erweis durch den Vergleich mit ähnlichen Einlei-

tungswerken anderer Autoren vorzunehmen.

Auf den Wandel des Disputationswesens zu Beginn der Reformation in Wittenberg und in Zürich weist der Beitrag von Volker Leppin (Theologie) hin. Besonderes Merkmal ist die Einbeziehung der Öffentlichkeit. Zwar gibt es auch Vorläufer unter den mittelalterlichen Disputationen, die einen öffentlichen Charakter annahmen; jedoch kommt es erst mit Beginn der Reformation zu einer besonderen Dynamik, woraus die Bewegung ihre »enorme Schlagkraft« (116) zog. Hierbei unterscheidet Leppin vier Stufen im Umgang mit Disputationen, die sich phasenweise zeitlich überlappen: Von der »affirmativen Lehrmitteilung« neuer Lehren hin zur »Entscheidung über fragliche Wahrheiten«, in der die kirchliche Hierarchie bewusst eingebunden wird und sich zu einem öffentlichen Häresieverfahren steigert, über die »Propagierung« als Mittel zur demonstrativen Durchsetzung protestantischer Überzeugungen hin zur »demonstrativen Durchsetzungsstrategie« als Instrument zur gezielten Etablierung der reformatorischen Bewegung in den Städten.

Im Zusammenhang der Entwicklung von Melanchthons ›Loci‹ vom didaktischen Hilfsmittel in seinen ersten Auflagen hin zur frühen Form evangelischer Dogmatik widmet sich Thomas Töpfer (Geschichte) der Rezeptionsgeschichte jenes Werkes im Kontext der Auseinandersetzung um das Erbe Melanchthons nach 1560 mit Augenmerk auf die Wittenberger Universitätsordnung des Jahres 1588 und zeigt hierbei auf, wie deutlich sich die konfessionspolitischen Entscheidungen des Landesherrn auf den universitären Lehrbetrieb in Wittenberg und Leipzig auswirkten.

In seiner gelehrten Untersuchung dokumentiert Daniel Gehrt (Geschichte) die Entstehung, Inhalt und Rezeption der

Schrift *Das Kleine Corpus Doctrinae* (Erstdruck 1564) von Matthäus Judex, dem Mitverfasser der *Magdeburger Zenturien*. Gedacht als Ergänzung zum *Kleinen Katechismus* Luthers diente es als Schul- und Bekennnisbuch der Gnesiolutheraner für die Elementarbildung mit einer breiten Wirkung in Mitteleuropa bis hin zum Ende des 17. Jahrhunderts.

Zwei Beiträge stammen von *Franz Körndle* (Musikwissenschaft). Der eine gibt Einblick in fünf musikspezifische Vokabularen, die sich aus Glossarien entwickelten und zu den Frühformen musikalischer Wörterbücher zählen. Der andere Beitrag ergänzt die spärlichen Kenntnisse zu Musikstücken und Chören in Schuldramen des Jesuitenordens zur Zeit der Gegenreformation. Bedauerlicherweise zieht Körndle aus seinen Erkenntnissen keine Schlussfolgerungen für das Thema des Tagungsbandes.

*Christel Meier* (Mittel- und Neulatein) weist schließlich auf das didaktische Potential des Theaters in den Erziehungsdramen der frühen Neuzeit hin (229), die vorwiegend in protestantischen Schulen und katholischen Ordensschulen aufgeführt und dementsprechend von Pädagogen verfasst wurden. Neben der Moralerziehung bezweckten sie auch eine bessere Sprachbeherrschung des Lateinischen.

Freilich kann ein solcher Tagungsband keine geschlossene Bildungsgeschichte der Reformation bieten. Vielmehr lenkt jener den Blick auf verschiedene Gesichtspunkte, die es bei der Aufarbeitung des Gesamtkomplexes zu beachten gilt. Gleichwohl wäre die Bündelung der Ergebnisse in Form eines Nachwortes wünschenswert gewesen.

Naumburg

Roland M. Lehmann

MEDIALITÄT, UNMITTELBARKEIT, PRÄSENZ. Die Nähe des Heils im Verständnis der Reformation, hg. v. Johanna Haberer u. Berndt Hamm. Tübingen: Mohr Siebeck, 2012. X, 390 S. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation / Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation; 70)

Wenn man ein anderes Bild von reformatorischer Theologie und Frömmigkeit zeichnen will, als dies z.B. der nationalprotestantische Historismus des 19. Jahrhunderts in heroisierender Weise getan hat, muss man sich einerseits weiterer Quellen bedienen, die über den engeren Zirkel z.B. Luthers hinausgehen, und andererseits versuchen, diese methodisch schärfer zu fassen. In vorbildlicher wie weitere Forschungen anregender Weise führt dies der hier vorzustellende Band mit seinen 19 höchst unterschiedlichen Beiträgen vor, die auf eine interdisziplinäre Tagung vom Herbst 2010 in Erlangen zurück gehen. Die kirchenhistorisch, mediävistisch, literaturwissenschaftlich und kunstgeschichtlich ausgerichteten Beiträge versuchen, dem bunten Bild des Spätmittelalters im Übergang zur Neuzeit in durchaus differenzierten Deutungen Rechnung zu tragen.

Den Rahmen für die Ausführungen gaben die beiden Herausgeber *Johanna Haberer* und *Berndt Hamm* vor: Ziel ist es, die Darstellung der Reformation nicht »zu stark vom Spätmittelalter« abzukoppeln, die auftretende »Medienvielfalt« stärker wahrzunehmen und sich nicht nur auf Druckwerke wie Flugblätter zu beschränken sowie die auf Medialität einwirkende religiöse Kraft stärker herauszuarbeiten (VI). Damit wird das Konzept »Medienereignis Reformation« von Berndt Hamm weiterentwickelt. Leitfrage ist dabei (VII): »Wie thematisiert die Reformation in ihren verschiedenen Protagonisten, Strömungen und